

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Die Ouvertüre
Autor: Rützebeck, Holger
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576218>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

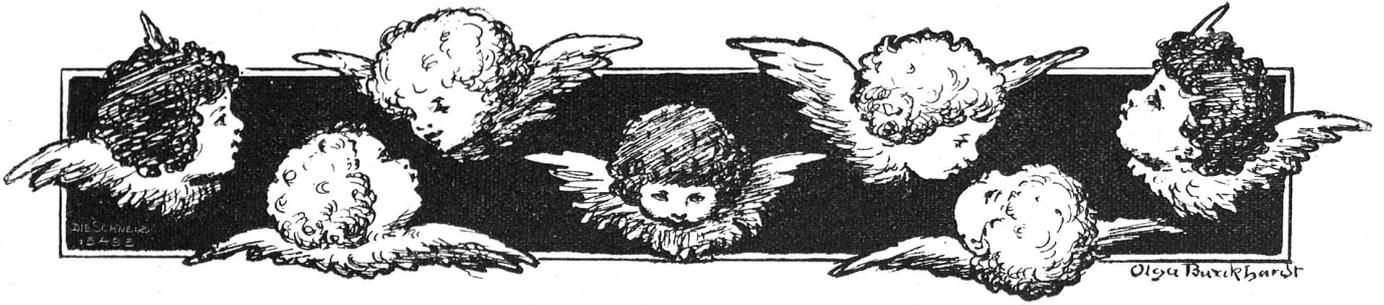
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Ouvertüre.

Nachdruck verboten.

Weihnachtsfizze von Holger Nübbeck. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Friedrich von Känel, Meschi.

Ich war — so erzählt ein junger Student der Theologie — daheim bei meinen „Alten“ in der Provinz, um Weihnachten zu feiern. Ich war gerade in weihnachtliche Stimmung gekommen.

Wenn ich erklären sollte, was ich mit diesem Ausdruck meine, so würde ich dabei wohl ebenso schlecht bestehen wie die Professoren der Philosophie, welche die „Liebe“ definieren wollen. Sie ist nämlich unbeschreiblich. Als Knabe meinte ich, daß eine gewisse Verbindung zwischen Weihnachtsstimmung und Gänsebraten bestünde. Aber nun habe ich fünfzehn Jahre lang am Weihnachtsabend keine Gans mehr verspeist, und doch hat mir die Stimmung nicht gefehlt. In einem poetischeren Uebergangsalter glaubte ich, daß der Schnee eine Rolle spiele; aber nun gab es fünf Jahre lang am Weihnachtsabend Regenwetter, ohne daß die Stimmung darunter litt. Eine Stimmung ist ja doch ein zartes Ding, mit dem man vorsichtig verfahren muß, und darum bin ich immer auf der Hut, um den Dingen zu wehren, welche die Stimmung stören könnten.

Aus diesem Grund nahm ich es nicht sehr gnädig auf, als Vater am Tag vor dem Christabend vom Kontor hereinkam und sagte:

„Trag dieses Paket zu dem alten Jespersen, mein Junge! Es wird dir gut tun, deine langen Beine ein wenig zu rühren; du wirst unterdessen deine Pfeife wohl entbehren können.“

Der „alte Jespersen“ war mein früherer Musiklehrer — übrigens der des ganzen Städtchens! Jetzt war er zu alt und zu nervös, um noch länger Unterricht erteilen zu können, ausgenommen dann und wann ein paar Stunden. Er stand bei meinen Eltern in großer Gunst. Es war wohl kaum das Gefühl der Dankbarkeit für die theoretischen und praktischen Kenntnisse, die er mir beigebracht, was Vater ihm gewogen gemacht hatte. Denn Vater ist so musikalisch, daß er Musik gewissermaßen als eine Art Spektakel betrachtet, ähnlich demjenigen, der durch das Scharen mit einer Schaufel in einem Kohlenkasten hervorgebracht wird. Oher glaube ich, daß mein Vater ihn als ein Genie bewunderte, das durch die Ungunst der Zeit darniedergehalten worden war, aber gleichwohl eine Zierde der Stadt bildete. Die Vorliebe meiner Mutter für Jespersen bedurfte keiner andern Erklärung, als daß sie in ihm einen alten, gebrechlichen Mann sah, welcher der Hilfe bedurfte. Dies war Grund genug für sie.

Es war seit langen Jahren Brauch, daß Jespersen jede Weihnacht ein Paket erhielt, in dessen Mitte einer jener großen Weihnachtskuchen meiner Mutter lag, die mit Recht im ganzen Städtchen berühmt sind. Flankiert wurde dieser Kuchen von ein paar Bündchen der nicht weniger anerkannten, leibumgürteten Zigarren meines Vaters, und oben lag ein Briefumschlag mit einer jener hübsch dekorierten Weihnachtskarten, die von der Nationalbank in Kopenhagen gedruckt und ausgegeben werden. Man sieht, daß meine Eltern in bezug auf Weihnachtskarten einem guten Geschmack huldigten.

Jespersen wohnte am andern Ende des Städtchens — eine furchtbar lange Wegstrecke — ungefähr die gleiche Entfernung, wie zwischen meiner Wohnung in Kopenhagen und dem nächsten Postamt. Ich ging und murrte im stillen über den langen Weg dorthin.

Wenn er nun in schlechter Laune ist, was wohl der Fall sein könnte, dachte ich — dann wird er wieder all die alten, bereits satfam bekannten Geschichten erzählen. Zum Beispiel

die Geschichte von der Symphonie, die aufzuführen man ihm Anno dazumal versprochen, aber nie Zeit gefunden, — und dann von der großen Kantate zum Sängerefest, die man bei ihm halb und halb bestellt, aber ihm wieder an den Kopf warf, als es sich zeigte, daß der alte Hartmann das Geschäft übernehmen wollte. So hätte ich dann das Geknurr und die ganze Bitterkeit mitanhören müssen — und meine arme, frisch geborene Weihnachtsstimmung, wie hätte sie das alles überleben sollen!

Es war drückend heiß in der kleinen niedrigen Stube, wo mich der Alte empfing; ich konnte sofort bemerken, daß er in schlechter Laune war und wollte mich nicht sehen.

„Das ist schön von Ihren Eltern,“ sagte er und schlug mit der Hand aus, ohne sich im geringsten darum zu bekümmern, wo ich meinen Pappkisten hinstellte. „Ihr Vater ist ein Ehrenmann und Ihre Mutter eine seltene Frau!“

Ich verbeugte mich. Bloß noch ein paar Worte, und dann fort!

„Ich hoffe, daß Sie sich wohl befinden?“

„Ja, danke,“ antwortete er mit einer Stimme, daß ich schauderte; „ich brauche weder zu hungern noch zu frieren...“

„Namentlich letzteres nicht,“ dachte ich.

„Aber das, was dem Leben Wert gibt, nämlich: daß man verstanden und geschätzt wird, das habe ich nicht. Ich bin gleichsam ein toter Mann, begraben und vergessen! Ich habe ein verlorenes und zerstörtes Leben hinter mir.“

Er zog die langen weißen Locken eine nach der andern mit der großen knochigen Hand über die Stirne hervor, und jetzt wußte ich, daß das Unwetter kommen würde. Ich bekam sowohl die Symphonie als die Kantate und als Zugabe noch einen ganzen Haufen anderer Enttäuschungen, eine nach der andern wie an einer Schnur aufgereiht. Mir kam es vor, als ob sein Geist gelitten hätte; denn er hatte einige weitere Enttäuschungen mit in sein Repertoire aufgenommen, und zwar von so untergeordneter Bedeutung, daß ich sie seines Temperaments nicht ganz würdig fand.

Was blieb mir da anderes übrig, als stille zu halten und ihn anzuhören. Ich konnte doch nicht gut mitten in einer seiner Enttäuschungen davonlaufen. Und sie kamen eine nach der andern wie die Schüsse aus einem Repetiergewehr.

Schließlich wurde es so arg, daß er sich lästerlich gegen die Weihnacht selbst verging. Es handelte sich um die Enttäuschung hinsichtlich einer Weihnachtskantate.

„Und jetzt haben wir wieder Weihnachten und singen von ‚Frieden auf Erden!‘ Nein, wüßte ich nur jemand, der mir einen Text über den Unfrieden auf Erden schreiben könnte, von Krafteklereien und Schikanen, von Kleinlichkeit und Neid!“

„Das könntest du selbst gut besorgen, du altes Ungeheuer!“ dachte ich.

„Leber den Hochmut und die Einbildung derjenigen, die vor der vollen Schüssel sitzen... Welche Musik würde ich dazu schreiben! Würde das eine Weihnachtskantate werden! Alles andere ist Geschwäg und Flunkerei und leeres Stroh! ‚Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen!‘ Ha, ha, ha! Ja, dafür werde ich einstehen!“

Er konnte es mir ansehen, daß ich mich ärgerte. „Ja, ja, mein junger Freund,“ sagte er und streckte mir einen ungeheuer langen Musikzeitfinger entgegen, „wenn die Weihnacht keine leere Phrase ist, was ist sie denn?“

Ich hatte die größte Lust, ihm so recht tüchtig den Text

zu lesen. Aber es ist mir immer vorgekommen, als sei es doch ein eigen Ding, wenn grüne Jungen grauen Haaren predigen wollten. Wir haben ja doch nicht das Gleiche erlebt wie die Alten! Ich hielt es darum für besser, ihm gar nicht zu antworten, und wandte mich mit einem pointierten Uebergang, um den mich ein Schauspieler hätte beneiden können, gegen das Klavier und wies auf einige Notenblätter.

„Haben Sie da neue Musik liegen?“

Wie ein Sonnenstrahl, der durch zerrissene Wolken hervorbringt, glitt ein Lächeln über sein Gesicht.

„Ja, so ist es,“ sagt er; „man ist Narr genug, um damit fortzufahren, man kann ja nicht anders! Sie sehen da in der Tat eine Oper!“

„Eine Oper!“ rief ich erstaunt aus.

„Gewiß, so ist es... Das heißt, es ist die Idee zu einer solchen. Es ist die Ouvertüre. Geben Sie sie her; dann werde ich Ihnen etwas zeigen, was von einem so armen Kerl, wie ich bin, gar nicht so übel ausgeführt sein dürfte. Man hat ja kaum das Vergnügen, einem der Musikignoranten hier in der Stadt so etwas zu zeigen; aber Sie haben bei mir doch so viel gelernt, daß Sie instande sind, eine Partitur zu lesen.“

Musik — das war für ihn vor allem etwas, was man „las“.

Man folgte den Wellenlinien der Noten mit einem langen Zeigfinger, man ergökte sich über die Art, wie die Linien einander abfließen und anzogen, über die Schlaubheit, mit der sie sich verschlangen, über alle die theoretischen Richtigkeiten, die durch diese Manöver entstanden... Wie das Ganze tönte, das war dagegen von ganz untergeordneter Bedeutung, und ich habe häufig, wenn wir dasaßen und zusammen die Partitur studierten, darüber nachgedacht, ob nicht all diese papierene Theorie die Freische gemordet habe, die der Symphonie und der Kantate und allem andern Lebenskraft verleihen hätte!

„Sehen Sie hier,“ sagte er, indem er die Locken eine um die andere über die Stirne zurückstrich und einen jugendlichen Eifer zur Schau trug, „sehen Sie! Hier steht wieder die Klarinette mit dem ersten Thema ein... Sehen Sie, wie die Striche anwachsen, wie sie steigen: Dadom, dadom, dadadom... Jetzt erlangen sie vollständig die Oberhand, die Melodie braust durch. Sehen Sie da, sehen Sie! Jetzt erstirbt sie, ein schwaches Echo in der Oboe, was, fix, nicht wahr!“

„Lieber Herr Jespersen, wie haben Sie das doch gemacht! Das gehört ja zum Besten, was Sie geschrieben haben!“ sagte ich, indem wir die ganze Ouvertüre durchgingen. An all den weichen und elegischen Stellen wandten wir die Blätter so vorsichtig, als wenn wir fürchteten, einen Schlafenden zu wecken, und wenn das ganze Orchester einsetzte und laut erbrauste, so rissen wir die Notenblätter herum, daß die Lampe aufklackerte. Und als wir atemlos das reizend schnelle Finale durchhaftet hatten, da rief ich jene Worte in aufrichtiger Bewunderung aus.

„Das könnte wohl sein,“ sagte er mit einem so vergnügten Lächeln, als wenn er nie einen bitteren Gedanken gebeugt hätte. „Ich bin auch unsäglich glücklich gewesen in jener Zeit, in der ich daran gearbeitet habe. Aber heute mittag habe ich gerade die letzten Takte geschrieben,“ fügte er mit einem Seufzer hinzu.

„Und was nun?“ fragte ich mit affektierter Lebhaftigkeit.

„Wann dürfen wir das ganze große Werk fertig erwarten?“

„Ach, lieber Freund,“ sagte er wehmütig, „das wird nie fertig! Ich zähle sechsundsiebzig Jahre, das wird nie fertig! Und dann habe ich nicht einmal einen ordentlichen Text dazu, nichts weiter, als was ich selbst zusammengedichtet habe. Um etwas Rechtes herzustellen, dazu gehört ein wirklicher Dichter... und was meinen Sie, wer würde einen Operntext für mich schreiben? Nein, diese Arbeit wird nie fertig werden, das weiß ich zum voraus!“

Ich schüttelte bedauernd den Kopf und sah gewiß sehr bekümmert aus. Er konnte ja nicht wissen, daß dies teilweise meiner Befürchtung zuzuschreiben war, er konnte wieder in seine finstere Stimmung verfallen.

Aber dies geschah nicht. Er legte seine Hand auf die meinige und streichelte sie.

„Ach,“ sagte er, „das geht mir nun nicht besonders nahe. Mit der Bosheit und Kleinlichkeit der Menschen kann ich mich nicht verjöhnen, sie regen mich auf; aber in dem Augenblick, in dem ich Künstler bin, genügt es mir, zu wissen, daß ich schaffen kann, daß dies alles in mir lebt. Ob viel oder wenig dabei herauskommt, das hat für mich nichts zu sagen.“

Er lehnte sich im Sofa zurück und starrte mit einem träumerischen Blick ins Leere.

„Verstehen Sie, junger Freund, was ich meine? Die Oper ist fertig, sie liegt ja hier!“ — Er legte die Hand auf die Noten. — „Hier in dieser Ouvertüre liegt der Keim des Ganzen; aus den drei kleinen Themen soll alles herauswachsen. Hat man sie gehört, so weiß man, was kommen wird, was mit Notwendigkeit kommen muß. Wenn man sie gehört, dann hat man eigentlich die ganze Oper durchlebt... Verstehen Sie, was ich meine?“

„Ja, ja,“ sagte ich, und im gleichen Augenblick kam mir ein sublimier Gedanke. Jetzt wollte ich der angreifende Teil sein.

„Lieber Herr Jespersen, Sie haben mich vorher gefragt, was die Weihnacht sei. Jetzt weiß ich es.“

„Nun?“ fragte er geistesabwesend; er war augenscheinlich weit von seinem Thema abgekommen.

„Ja,“ sagte ich, „die Weihnacht ist eine Ouvertüre! Es ist kein Friede auf Erden, darin haben Sie recht, weder Friede zwischen den Nationen, noch zwischen den Familien, ja, nicht einmal in uns selber. Aber einmal erkönte eine Ouvertüre, und die Hirten auf dem Felde waren die ersten Zuhörer, und diese Ouvertüre wiederholen wir jedes Jahr mit Freuden; denn es ist wahr, wie es heißt, daß, wer die Ouvertüre gehört hat, der hat eigentlich alles durchlebt, was kommen soll, er hat die Töne gehört, die einmal im Reich Gottes erklingen sollen!“

Trotz meiner Jugend habe ich bereits die Erfahrung gemacht, daß man gewisse Leute lange bearbeiten kann, bis sie dieses oder jenes verstehen. Hat man aber das Glück, das eine oder andere Bild zu ergreifen, das mit ihrem Verufe in Verbindung steht, dann springen alle Pforten auf.

Jespersen klopfte mir auf die Schulter und hatte Tränen in den Augen.

„Ja, ich bin ein alter Murrkopf,“ sagte er. „Hm, die Weihnacht eine Ouvertüre, ja, ja, so mag es sein! Dann muß man sie schandenhalber recht schön aufnehmen, wenn man sich selbst damit befaßt, Ouvertüren zu komponieren... Ah, ich vergesse völlig das nette Paket. Es sind Ehrenleute, Ihre Eltern!“

Der Weihnachtskuchen wurde beiseite gestellt; er sollte nicht angerührt werden bis am nächsten Tag. Aber ich mußte ihm das Vergnügen machen, eine der Begirteten zu rauchen, und und die war so gut, daß das Vergnügen wirklich auf meiner Seite war. Der Briefumschlag brachte ihn offenbar in Verlegenheit, er saß und betrachtete ihn.

„Nein, sieh da, was mag es sein?“

„Das ist eine Weihnachtskarte,“ sagte ich frech.

„Ah,“ bemerkte er erleichtert, „dann mag sie bis am Weihnachtsabend liegen bleiben!“

Wir blieben noch eine ganze Stunde sitzen und plauderten zusammen, wobei die Ouvertüre das Hauptthema bildete.

Als ich endlich Abschied nahm, behielt er meine Hand lange in der feintigen.

„Sie haben mir einen großen Kummer bereitet,“ sagte er. „Sie wissen, daß ich am liebsten einen großen Musiker aus Ihnen gemacht hätte, womit Sie aber nicht einverstanden gewesen sind... Ja, ja, mein Freund, als Pfarrer wird man Sie vielleicht auch gebrauchen können; jedenfalls werden Sie ein musikalischer Pfarrer werden, und solche gibt es gewiß nicht zu viele.“

Am nächsten Tag begegnete ich ihm auf der Straße, just als die großen Glocken feierlich die Weihnacht einzuläuten begannen.

„Guten Abend, guten Abend!“ sagte er und erhob den Zeigfinger. „Hören Sie, jetzt beginnt die Ouvertüre!“



DIESCHWEIZ
15496